
Robert NESTGEN

Name: Nestgen

Vorname: Robert

Geburtsdatum: 08.06.1922

Geburtsort: Itzig

Wohnort: Itzig

Gestorben: 21.08.2011

Am 10. Mai 1940 in aller Früh hatte ich gerade mit meinem Fahrrad mein Geburtshaus in der „Béiergässel“ in Itzig verlassen. Ich wollte mich an diesem schönen Morgen auf den Weg zu meiner Arbeitsstelle nach Contern machen. Das Brummen von Flugzeugen, die offensichtlich in großer Höhe flogen, weckte mein Interesse nicht, da dies zu jener Zeit nichts Außergewöhnliches war. Plötzlich sah ich in der Nähe des Klosters Schatten über die Straße huschen. Beim näheren Betrachten bemerkte ich ein Motorrad mit



Das ehemalige Café Wintringer in der „Béierkaul“ in Itzig. In dieser Strasse wohnte Robert Nestgen vor dem Krieg mit seiner Familie“

Siedekarre, auf dem Soldaten saßen. Auch auf der Hauptstraße erblickte ich nun ein Motorrad mit Soldaten. „Dat sinn d’Preisen!“, stellte ich mit Schrecken fest. Ich fuhr schnell nach Hause und informierte meine Familienangehörigen. „Oh nein!“, schrie mein Großvater und wurde kreideblass, „nicht schon wieder!“ Für meinen Großvater sollte es bereits das dritte Mal in seinem Leben sein, dass er einen Überfall der deutschen Truppen erlebte: 1870 hatte er in Frankreich gewohnt, als die

Deutschen dort einmarschierten; 1914 hatte er den deutschen Überfall in Luxemburg erlebt; jetzt wiederholte sich das Szenario. Mein Großvater hasste die „Preisen“.

Die Soldaten kamen aus Contern und zogen weiter Richtung Hesperange; dies sollte den ganzen Tag so weitergehen. Das Kloster im Dorf wurde beschlagnahmt. Ein Spital sollte hier eingerichtet werden. Aus diesem Grund wurde ein großes Rotes Kreuz auf das Klosterdach gemalt. Jedoch sah ich nie, dass verwundete Soldaten dort eingeliefert wurden.

Wir erlebten in den folgenden Tagen den Beschuss der Maginot-Linie. Am Itziger Stee ging eine Granate nieder; eine weitere schlug in der Nähe des heutigen Fußballfeldes ein, wobei diese Bombe nicht explodierte. Beide Granaten wurden offenbar von der Maginot-Linie abgefeuert.

In den folgenden Jahren arbeitete ich weiter bei den „Chaux de Contern“, bis auch ich im April 1942 nach Hessenlichtenschau zum R.A.D. herangezogen wurde.

Im Ort befand sich eine chemische Fabrik. Dort arbeiteten fast nur russische Kriegsgefangene. Das Fabrikgelände betraten wir nie; wir hielten die Wege um die Fabrik in Ordnung. Hier bemerkten wir auch, dass alle Bäume in der Nähe der Fabrik keine Blätter mehr trugen.

Als ich im August 1942 aus dem Arbeitsdienst zurückkam, wurde die allgemeine Wehrpflicht proklamiert. Bekanntlich kam es zu einem Generalstreik im ganzen Land. Auch die „Chaux de Contern“, wo mein jüngerer Bruder und ich arbeiteten, wurden bestreikt. Mein Bruder blieb aus Protest der Arbeit fern. Als dann jedoch sein Arbeitskollege Leo Zeimes aus Itzig standrechtlich erschossen wurde, weil



Robert Nestgen aus Itzig während seiner R.A.D.-Zeit in Hessenlichtenschau; 1942

auch er nicht mehr arbeiten wollte, beschloss mein Bruder dann doch an seinen Arbeitsplatz zurückzukehren.

Am 6. Dezember 1942 wurde ich zur Wehrmacht nach Wiesbaden eingezogen. Hier wurde ich am „schweren Maschinengewehr“ ausgebildet. Nach der Ausbildung erhielt ich keinen Urlaub mehr und kam im April 1943 sofort an die Ostfront nach Russland. Meine Einheit wurde in einer ersten Phase ans Schwarze Meer verlegt, auf die Halbinsel Krim. Von dort ging es mit dem Schiff in nördlicher Richtung nach Kersch am Azov-Meer an den damaligen Südabschnitt der russischen Front. Die nächsten Tage marschierten wir den ganzen Tag über, und dies in voller Montur und mit Gepäck. Schließlich waren wir im Kaukasus.

Im Mai 1943 befanden wir uns in einem Stellungskrieg. Wir hatten uns in einem Gebirgszug eingegraben. In den folgenden Wochen beschossen wir regelmäßig die Russen; das Gleiche taten sie. Obschon wir manchmal russische Panzer hörten und wir über keinerlei Panzer verfügten, störte uns dies nicht sonderlich, da die Russen nicht angriffen und auch wir in unseren Stellungen blieben.

Dies sollte sich dann jedoch Anfang Juni 1943 ändern. Die Russen verließen nun ihre Stellungen und griffen uns auf breiter Front an. Von Stellungskrieg konnte jetzt keine Rede mehr sein, denn wir gingen schlagartig zum Gegenangriff über. Ich musste ein Maschinengewehr tragen, bis mich eines Tages ein Offizier zu sich rief. Er teilte mir mit, dass ich bei ihm als Melder bleiben sollte. Dagegen hatte ich natürlich nichts einzuwenden, denn somit war ich vorerst aus der ersten „Schussreihe“. Dieser Offizier war kein fanatischer Nazi wie all die andern Offiziere, die ich zu dem Zeitpunkt an diesem Frontabschnitt kennen lernte.

Die Fronten wechselten nun fast täglich. Eines Tages, als ich als Melder zwischen der Kommandantur und einer Frontabteilung in den Bergen un-



Robert Nestgen aus Itzig während seiner R.A.D.-Zeit in Hessenlichtenschau; 1942

terwegs war, geriet ich in einen Angriff der Russen. Um mich herum gab es Explosionen und ich hörte plötzlich einen ohrenbetäubenden Knall. Ich wurde zu Boden geworfen, konnte mich jedoch aus eigener Kraft wieder erheben und lief weiter. Jedoch hatte ich Schmerzen im Arm und nach einigen Metern verspürte ich höllische Schmerzen im Bein. Ich konnte gerade noch einen Bombenrichter erreichen, worin ich mich warf und liegen blieb. Nun bemerkte ich, dass ich auch noch einen Lungenschuss hatte, da ich sehr schlecht Luft bekam. Um mich herum gab es nur Explosionen und ich wusste nicht, wie ich aus diesem Trichter eine sichere Deckung erreichen könnte. Plötzlich sprangen zwei deutsche Sanitäter zu mir in den Trichter, halfen mir heraus und brachten mich in Deckung. Sie retteten mich unter Einsatz ihres eigenen Lebens und brachten mich zu einem Verbandsplatz. Auf dem Weg dorthin flogen Granaten über uns. Am Verbandsplatz herrschte ein höllisches Geschrei, herrührend von verletzten Soldaten. Ich wurde auf eine Decke zu Boden gelegt und blieb vorerst dort liegen. Obwohl ich furchtbare Schmerzen am ganzen Körper verspürte, war ich einfach zu schwach um zu schreien. Und immer noch zischten Granaten über uns. Nachdem mich ein Arzt schnell untersucht hatte, kamen zwei Soldaten zu mir und legten mich auf eine Zeltplane. Da es in diesem Frontabschnitt nur sehr schmale Pfade gab, schleiften die Soldaten mich nun über den Boden in Richtung Tal. Dies verursachte fürchterliche Schmerzen, sodass ich unterwegs teilweise das Bewusstsein verlor. Als die Soldaten auf dem steilen und langen Abstieg eine Pause einlegten, sah ich in einer Hecke einen toten Soldaten mit einem Kopfschuss liegen. Die beiden Soldaten erwähnten, dass es sich hierbei um einen Luxemburger handelte; jedoch kannte ich ihn nicht. Später erfuhr ich, dass es ein Luxemburger aus der Moselgegend gewesen war.

Als der Pfad etwas breiter wurde, konnten die beiden Soldaten mich tragen, was eine kleine Wohltat für mich darstellen sollte, obschon die Schmerzen immer noch unerträglich waren. Unten im Tal erhielt ich eine Scheibe Brot mit Marmelade. Beim ersten Biss wurde ich von einer Biene in die Oberlippe gestochen; alles schien schiefzulaufen. Anschließend kam ich auf einen Lkw. Wir fuhren über eine sehr holprige Bergstraße voller Schlaglöcher: eine ausgesprochen qualvolle Fahrt. Endlich trafen wir am Hauptverbandsplatz ein, wo ich weiter versorgt wurde. Die nächsten zehn Tage blieb ich dort. Ich erinnere mich, dass ich an einem Abend ein langes Gespräch mit meinem

Bettneighbarn führte. Dieser litt ebenfalls unter einem Lungenschuss. Als ich tags darauf aufwachte und er nicht in seinem Bett lag, fragte ich das Pflegepersonal, wo er denn sei: „Ach, der ... Der ist in der Nacht verstorben.“

Anderntags wurde ich mit einem JU-Flugzeug nach Kersch ausgeflogen. Dies war der erste Flug in meinem Leben. Ich hoffte, dass wir nicht von den Russen abgeschossen würden. Gott sei Dank trafen wir heil in Kersch ein. Von dort wurde ich nach Nikolaiew in ein Spital verlegt. Hier kümmerte man sich gut um mich und nach ein paar Wochen war ich fast wieder vollständig gesund. Ich wurde nun nach Strigau bei Brest in eine so genannte „Erholungskompanie“ gebracht. Wir trafen hier mit einem Lazarettzug ein. Da ich gehen konnte, musste ich ohne Hilfe die Bahnhofshalle, die voll mit Menschen war, passieren. Jedoch war ich lediglich mit einem weißen Unterhemd und einer langen Unterhose bekleidet. Ich trug Holzschuhe. Als ich mich so durch die Menschenmasse hindurchkämpfte, fühlte ich mich erbärmlich und hätte mich am liebsten hingesezt und geweint.

Bis Anfang Dezember 1943 verblieb ich hier. Jedoch konnte ich immer noch nicht laufen und es war mir unmöglich zu husten, als ich in eine „Genesungskompanie“ kam. Kurz vor Weihnachten erhielt ich dann Urlaub und konnte endlich nach Hause. Zu dem Zeitpunkt war mein jüngerer Bruder bereits in die Wehrmacht eingezogen worden. Er befand sich an der russischen Front.



Da ich immer noch unter meinem Lungenschuss litt, kam ich nach Dänemark auf die Insel Fühnen, wo ich mich weiter erholen sollte. Ich empfand diese Zeit wie in einem Schlaraffenland: Es gab keine Frontgeräusche, keine Explosionen. Nur Meer und Stille. Der Krieg schien unendlich fern zu sein. Täglich fuhren wir über die Insel und mussten Wache in einem kleinen Hafen schieben.

Im Mai 1944 kam ich wieder in eine Kaserne, wo ich noch einmal Genesungsurlaub erhielt. Somit war ich an dem Tag, als die Alliierten in der Normandie landeten (6. Juni 1944), zu Hause in Itzig. „Nun brauchst du nicht wieder zurück zur Wehrmacht zu gehen“, sagte meine Mutter mir. „Du kannst hier bleiben.“ Es wurde alles in die Wege geleitet, damit ich ein Versteck finden würde, um so die Zeit bis zur Befreiung Luxemburgs zu überbrücken. Jedoch sollte nirgendwo ein Platz für mich frei sein. Jeder fand eine andere Ausrede. Später, nach dem Krieg, sagten die Personen, die von meiner Familie bzw. von mir selbst kontaktiert worden waren, sie hätten mich nicht verstecken können, da ich ja noch verwundet gewesen sei und ich somit bei Gefahr nicht hätte fortlaufen können. Schlussendlich beschloss ich, den bitteren Weg zurück zur Wehrmacht anzutreten, auch weil ich nicht wollte, dass meine Familie umgesiedelt würde, falls ich untertauchen würde.

Obschon ich einen Tag zu spät in der Kaserne in Friedberg eintraf, störte mich dies nicht sonderlich. „Außer Bunker können sie doch nichts mit dir anstellen“, dachte ich mir. Als ich mich auf der Kommandantur zurückmeldete, staunte der Kompaniechef nicht schlecht: „Mensch Nestgen! Sie sind wieder da. Mit Ihnen hatte ich aber jetzt nicht mehr gerechnet!“ Er klopfte mir hierbei auf die Schulter und meinte: „Wer mit mir geht, ist mein Freund. Wer gegen mich geht, ist mein Feind!“ Ich dachte nur: „Halt doch deine verdammte Schnauze!“ Im gleichen Augenblick wurde mir dann bewusst, dass der Kompaniechef mir offensichtlich Urlaub gestattet hatte, damit ich zu Hause untertauchen konnte.

Nach ein paar Tagen wurde unsere Einheit nach Jugoslawien verlegt und sollte hier im Partisanenkampf eingesetzt werden. Wir sollten die Nachschubwege sichern. Eines Tages – wir waren mit dem Zug unterwegs – hielten wir in einem Bahnhof. Ein Mann verkaufte Birnen am Bahnsteig. Da ich mir welche kaufen wollte, entfernte ich mich kurz von der Plattform um Geld aus meinem Abteil zu nehmen; als ich dann wieder auf die Plattform trat, stand

lediglich der Handkarren mit den Birnen auf dem Bahnsteig. Vom Verkäufer war nichts mehr zu sehen. Schnell bemerkte ich jedoch den Grund für sein Verschwinden: Im Tiefflug griff ein russisches Flugzeug unseren Zug an. Seine Bordkanonen ratterten bereits; hierbei traf eine Kugel unser Abteil. Ein Soldat, der noch kurz zuvor zusammen mit drei Kollegen beim Kartenspielen gesessen hatte, wurde tödlich verletzt. Wieder einmal hatte ich unheimliches Glück und kam mit dem Leben davon.

Wir mussten nun oft Spättrupps aufstellen und in den Bergen Partisanen aufstöbern. Ich trug mein schweres Maschinengewehr, setzte es jedoch nur im äußersten Notfall ein. Denn sobald ich mit dieser Waffe schoss, wussten die Partisanen genau, wo wir uns aufhielten. Es kam vor, dass der Feldwebel mich anschrie, ich solle doch gefälligst schießen, sobald er auch nur glaubte Partisanen ausfindig gemacht zu haben. Ich schoss jedoch nicht, worauf er mir Befehlsverweigerung vorwarf und mit harten Strafen drohte. Nach einiger Zeit sah er offenbar ein, dass ich Recht hatte. Er hegte jedoch weiterhin Groll gegen mich und sagte: „Nach dem Krieg wird Luxemburg ein großer Schuttablageplatz!“ Ich erwiderte ihm ohne Furcht: „Und Deutschland wird zugeschissen!“, woraufhin ich ihm mein Maschinengewehr aushändigen und ihm meine Schuhe abgeben musste, damit ich nicht fortlaufen konnte. Nach einem Tag „Arrest“ in den Bergen kam der Feldwebel wieder zu mir und die Sache war gegessen.

Etwas später kam ich in ein „Sicherheitsbataillon“, wo ich zum ersten Mal richtig betrunken war. In diesem Bataillon wurde sogar Schnaps gebrannt, und so kam es, dass ich täglich Branntwein trank. Nach dem Genuss des Alkohols fühlte man sich zufrieden und der Krieg schien weit weg zu sein. Nach einigen Wochen hatte ich mich schon an das tägliche Schnapstrinken gewöhnt und war auf dem besten Weg alkoholabhängig zu werden. Tauschte ich in Russland mit rumänischen Soldaten meinen Alkohol gegen Schokolade, so tauschte ich nun meine Schokolade gegen Alkohol.

Da wir ständig auf dem Rückmarsch waren, bereiteten sich viele auf die bevorstehende Gefangenschaft vor. So schnitten sich fast alle die Dienstabzeichen von der Uniform. Jeder machte, was er wollte; von Disziplin konnte keine Rede mehr sein. Das Einzige, was uns zusammenhielt, war der Umstand, dass wir uns als Einheit besser durchschlagen konnten.

Am 10. Mai 1945 befand sich unsere Einheit nahe der kroatischen Stadt Agram (heute Zagreb), als ein Gerücht die Runde machte: „Deutschland hat kapituliert.“ Weil wir jedoch seit Tagen auf uns selbst gestellt waren und keinerlei Kontakt mehr zu unserer Befehlsstelle hatten, wies mein Vorgesetzter mich an, einen nahen Bauernhof aufzusuchen um mich dort über die angebliche Kapitulation zu erkundigen. Ich begab mich zum Bauernhof und konnte schon von Weitem Jubelgeschrei hören. Ein lachender und halb betrunken Bauer öffnete mir und bestätigte mir sofort, dass der Krieg vorbei sei. Einerseits war ich froh, dass dies nun endlich der Fall war; andererseits wurde mir in dem Augenblick schlagartig bewusst, welch ein Glück ich hatte, nicht auf fanatische Kroaten gestoßen zu sein, die sich an mir, einem „deutschen“ Soldaten, sicherlich „gerächt“ hätten. Ich verließ trotzdem so schnell wie nur möglich die feiernde Menge und berichtete meinem Vorgesetzten vom Kriegsende. Offensichtlich war auch dieser sehr froh über die Nachricht. Wir beschlossen, in Richtung österreichische Grenze zu marschieren.

Tags darauf wurden wir plötzlich in der Nähe einer Brücke von Partisanen unter Beschuss genommen. „Es ist doch Frieden!“, schrie unser Feldwebel. Jedoch schien dies die Partisanen nicht sonderlich zu interessieren, jedenfalls nahmen sie uns weiter unter Feuer. Hierbei wurde der Feldwebel tödlich getroffen. Wir hoben ihn schnell auf, legten ihn auf unseren Pferdekarren und rannten so schnell wir konnten aus der Gefahrenzone heraus. Die Partisanen hatten es offensichtlich auf die Brücke abgesehen, damit wir diese nicht mehr passieren konnten, was uns trotzdem gelang. An jenem Abend schliefen wir in einem kroatischen Dorf. Alles war ruhig, und als wir morgens wieder weiterzogen, rechneten wir nicht mit Problemen. Als wir jedoch außerhalb des Dorfes waren, wurden wir erneut aus den umliegenden Bergen von Partisanen unter Beschuss genommen. Ich warf das schwere Maschinengewehr auf den Karren, auf dem noch unser toter Feldwebel lag. Im Zickzack rannten wir die Straße entlang, bis wir schließlich außerhalb der Sichtweite unserer Angreifer waren. Unser Kompaniechef gab die Anweisung, wir sollten alle zusammen bleiben, jedoch interessierte mich dies nicht mehr. Da ich nicht vorhatte, jetzt noch, nach Kriegsende, erschossen zu werden, beschloss ich, mich von der Truppe abzusetzen. Das Gleiche taten noch drei weitere Soldaten. Wir verließen die Straße und liefen querfeldein in Richtung Grenze, die jedoch noch einige Tagesmärsche entfernt war.



Robert Nestgen aus Itzig (links) während seiner Wehrmachtszeit in Jugoslawien, nahe Sarajewo; 1944

Gegen Abend trafen wir an einem Bahnhof ein. Ein angrenzendes Lager war offensichtlich bereits geplündert worden. Wir konnten jedoch noch einige große Kisten voll mit Zucker vorfinden. Ich füllte meine Taschen mit der Süßware. Im Bahnhof stand ein Güterzug voller Menschen. Unter großer Mühe konnten wir uns einen Platz auf diesem Zug ergattern und gelangten so schneller in Richtung Grenze. Unterwegs ernährte ich mich ausschließlich vom weißen Zucker; mit der Zeit wurde der Durst unerträglich.

Als wir schließlich nach ein paar Stunden aus dem Zug stiegen und weiter zu Fuß Richtung Grenze gingen, trafen wir auf ungarische Offiziere. Diese sagten uns, dass ganz in der Nähe ein russisches Gefangenenlager sei. Wir wollten jedoch auf gar keinen Fall von den Russen gefangen genommen werden, und so zogen wir schnell weiter, in der Hoffnung, dass die Russen uns nicht aufstöbern würden.

In der slowenischen Stadt Silje wurden wir von feiernden Soldaten entdeckt. Ich trug noch meine Pistole bei mir und wollte diese dem slowenischen Soldaten übergeben, der direkt auf mich zukam. Er zog mir den ganzen Waffengürtel aus, durchsuchte mich kurz und forderte mich auf mich zu den anderen Gefangenen zu stellen. Fast alle slowenischen Soldaten waren

betrunken und tanzten mit den lokalen Mädchen und Frauen. Die Soldaten verhielten sich jedoch korrekt uns gegenüber und wir wurden nach ein paar Stunden in eine andere Stadt geführt. Als wir dort eintrafen, waren die meisten Soldaten mit dem Löschen eines großen Häuserbrandes beschäftigt. Schnell stellten wir fest, dass sich niemand so richtig für uns zuständig erklärte, und so entschlossen wir uns zur Flucht. Alles ging gut und wir liefen erneut querfeldein in Richtung österreichische Grenze. Ich kann mich noch erinnern, dass wir während Stunden durch einen dichten Wald gelaufen sind, immer auf der Hut, nur nicht von russischen Soldaten entdeckt zu werden.

Alles verlief jedoch gut; wir erreichten schließlich die österreichische Stadt Unterdraubach. Hier sahen wir englische Panzer. Ohne Umschweife ergaben wir uns den Engländern. Diese brachten uns in ein großes Lager. Es gab hier keine Baracken oder Zelte; das gesamte Lager war von Stacheldraht umzogen. Ich erinnere mich noch gut, dass es in Strömen regnete. Als ich einen alten Schrank entdeckte, verkroch ich mich hinein, um mich vor dem Regen zu schützen. Somit verbrachte ich meine erste Nacht in Österreich in einem Wandschrank. Da das Lager jedoch in einem Hang lag, rutschte ich immer wieder hinaus, sodass auch der Schrank mir keinen optimalen Schutz vor dem Regen gab.

Nach ein paar Tagen wurden wir auf die umliegenden Dörfer verteilt und übernachteten in Scheunen. Als wir durch die Straßen zogen, hatten sogar einige Dorfbewohner Mitleid mit uns und sagten: „Ach, schon wieder einen Krieg verloren!“ Dies schien tatsächlich ihre Meinung zu sein, denn sie gaben uns beschmierte Scheiben Brot und schienen sich um uns zu sorgen.

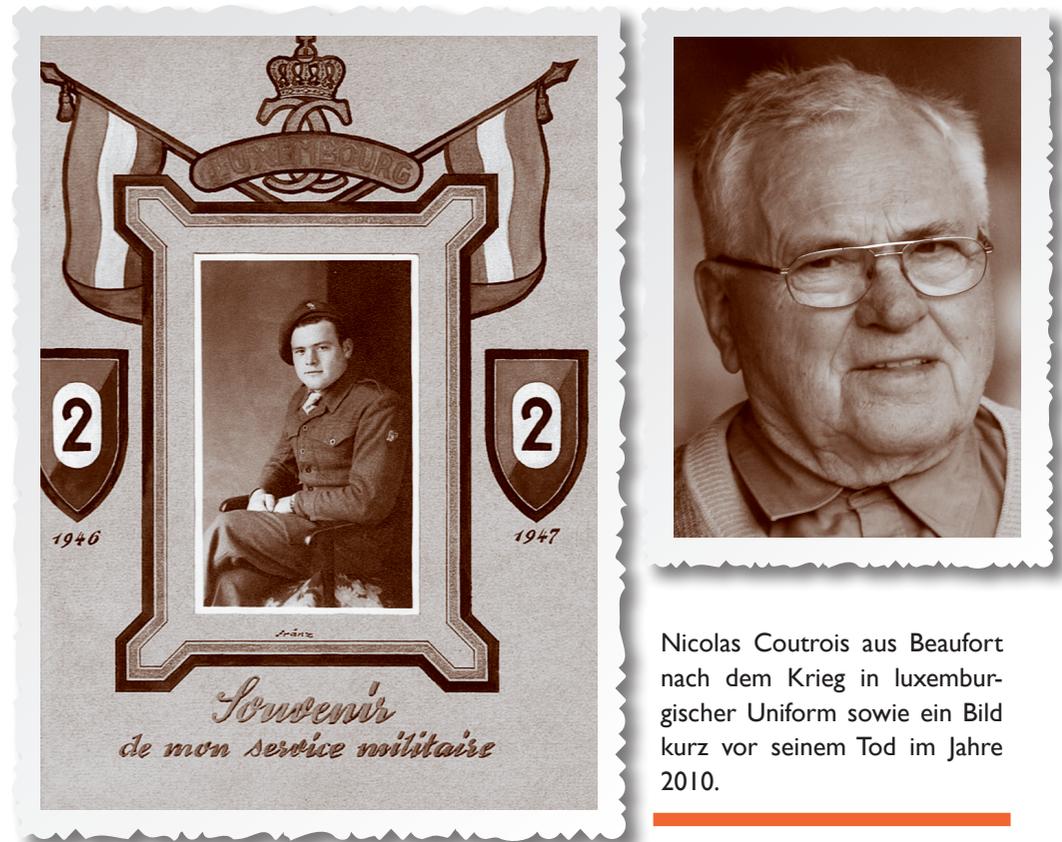
Zu der Zeit erhielten wir jedoch fast keine Nahrungsmittel von unseren englischen Bewachern. So kam es, dass wir uns Brennesseln kochten und zu einem Spinat rührten. Aber auch diese „Zusatzmahlzeit“ machte uns nicht satt. Ich weiß, dass ich morgens aufwachte und es mir schwarz vor Augen wurde, da ich nichts zu essen hatte.

Wir standen in diesem Dorf nicht unter sonderlich starker Bewachung und konnten uns tagsüber sogar frei im Dorf bewegen. Es war also leicht Kontakt zur lokalen Bevölkerung aufzunehmen. So kam es, dass ich zusammen mit noch fünf bis zehn Gefangenen Arbeit bei einem Bauern fand. Dieser war mit dem Setzen von Rüben beschäftigt; als wir ihn überzeugt hatten, dass wir ihm helfen könnten, wurden wir von ihm „beschäftigt“. Während

etwa einer Woche pflanzten wir Rüben. Obschon die Arbeit hart war, erhielten wir schon morgens vor Arbeitsbeginn eine Mahlzeit und waren auch tagsüber bestens versorgt.

Mein engster Kamerad war zu diesem Zeitpunkt Nicolas Courteau aus Befort.

Dieser war zu schwach zum arbeiten und so brachte ich ihm täglich Nahrung mit. Mit der Zeit kamen er und alle, die eine Arbeit auf den umliegenden Bauernhöfen gefunden hatten, wieder zu Kräften. Nun sahen wir etwas zuversichtlicher unserer Zukunft entgegen.



Nicolas Coutrois aus Beaufort nach dem Krieg in luxemburgischer Uniform sowie ein Bild kurz vor seinem Tod im Jahre 2010.

Nach einigen Wochen wurden wir in ein großes englisches Gefangenlager gebracht. Mit der Zeit trafen hier weitere luxemburgische „Jongen“ ein. Ich kann mich noch an folgende Namen erinnern:

- 1) Henri Bauler, Pfaffental (+)

2) Nicolas Courtois, Befort

Hier wurden wir nach Nationen aufgeteilt. Die meisten Deutschen waren bereits vor unserer Ankunft in diesem Lager den Russen übergeben worden.

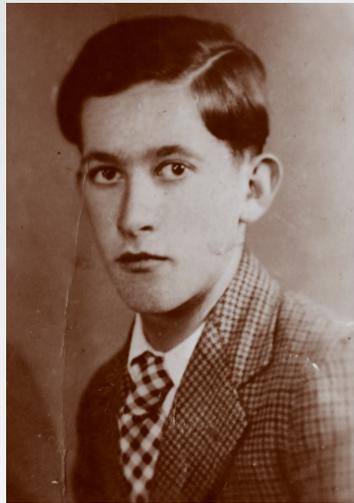
Nach ein paar Wochen ging es dann endlich nach Hause. Per Zug kamen wir über Klagenfurth bis nach Nancy, wo wir Luxemburger alle ausstiegen, da der Zug uns nicht nach Luxemburg, sondern nach Straßburg bringen sollte. Kurzerhand entschlossen wir uns auf einen Güterzug zu steigen, der nach Luxemburg fahren sollte. Und tatsächlich setzte dieser sich nach ein paar Minuten in Bewegung. Unterwegs schmückten wir unseren Waggon mit einer rot-weiß-blauen Fahne; erst jetzt fühlten wir uns frei. Unter uns befand sich ein deutscher Soldat, was uns jedoch nicht sonderlich störte. Wir waren alle froh endlich auf dem Heimweg zu sein. Über Metz ging es schließlich nach Luxemburg. Unser deutscher Begleiter wurde hier sofort verhaftet, sein Weg führte ins Gefängnis, der unsrige nach Hause.

Als ich in Itzig eintraf, fielen meine Angehörigen fast aus allen Wolken, denn sie hatten seit fast über einem Jahr nichts von mir gehört. Im Juni 1945 war auch für mich der Krieg endlich vorbei.

Leider war mein Bruder Gust in Januar 1944 nahe Witbesk gefallen.

Er war nach seinem Arbeitsdienst sofort in die Wehrmacht verpflichtet worden und hatte keinen Heimaturlaub mehr erhalten.

Da ich noch immer unter den Folgen meines Lungenschusses litt, überwies mich Dr. René Schroeder aus Luxemburg-Stadt. Ende 1945 nach Commercy (F) in ein amerikanisches Lazarett. Hier sollte ich an der Lunge operiert werden. Zusammen mit Marcel Welter aus Itzig, der ebenfalls dort operiert werden sollte, begaben wir uns nach Frankreich. Das Lazarett befand sich in einer Kaserne. Die



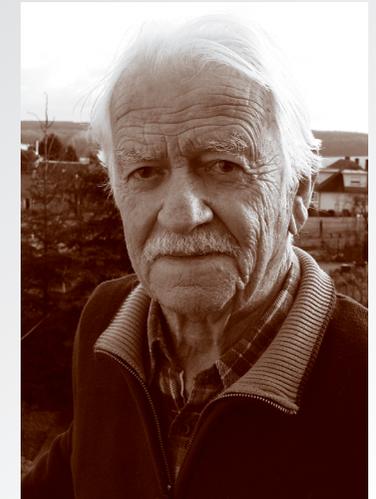
Der Bruder von Norbert Nestgen, Gust Nestgen, starb im Januar 1944 an der russischen Front.

Unterbringung sowie die täglichen Mahlzeiten waren nicht zu beanstanden. Kurz vor meiner Operation wurde ich in ein anderes Zimmer mit ehemaligen deutschen Soldaten verlegt. Ich fühlte mich schlagartig wieder als Gefangener und wollte so schnell wie möglich von diesen getrennt werden. Zu meinem Schrecken erfuhr ich jedoch, dass dies nicht möglich sei. Ohnehin wurde ich vom Pflegepersonal als Deutscher angesehen. Außerdem waren wir alle in dem Schlafraum eingesperrt. Ich war wieder gefangen und drehte fast durch.

Schließlich gelang es mir Kontakt mit Marcel Welter aus Itzig aufzunehmen; noch am selben Tag wurde ich verlegt. Nun sollte ich wieder wie ein amerikanischer Soldat behandelt werden.

Anderntags, nachdem ich von einem amerikanischen Arzt auf sämtliche Gefahren und Risiken der Operation aufmerksam gemacht worden war – worauf ich das Gefühl hatte, als Versuchskaninchen zu dienen –, entschloss ich mich auf die Operation zu verzichten. Erst Jahre später unterzog ich mich einer Operation an der Lunge.

Nach dem Krieg arbeitete Robert Nestgen bei Paul Würth und half bei der Gründung des Fußballvereins aus Itzig. 1950 heiratete er Suzette Marx aus Clausen, die 2001 verstarb. Bis zu seinem Tod im Jahre 2011 war er ein leidenschaftlicher Wanderer. 2009 nahm er sein Diplom, das ihm 1000 Wanderungen bescheinigt, entgegen. Robert Nestgen lebte in seinem Geburtsort Itzig.



Robert Nestgen



Mir hunn déi traureg Flicht, den Doud vun onsem léiwen an härezensgudde Papp, Schwéierpapp a Bopi, dem

Här Robert Nestgen

Witmann vum Suzette Nestgen-Marx

matzedeelen. Hien ass gestuerwen am Krees vu senger Famill am CIPA Houwald den 21. August 2011 am Alter vun 89 Joer.

D'Begriefnes ass am engste Familljekrees.

De Läichendéngscht gëtt gehalen an der Porkierch zu Izeg e Mëttwoch, de 24. August 2011, um 16 Auer.

Et traueren ëm hien:

Gust a Malou Nestgen-Scholtes;
Michèle a Fabrizio Di Santolo-Nestgen;
Marc an Anne Nestgen-Feltes;
Fabio Di Santolo;
Laura Di Santolo
an d'ganz Famill.

Houwald, Närerzeng, Kanech a Fenteng, den 23. August 2011.

Abbildung LW-Todesanzeige